



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Liebrich, Karl: Zur Lebensbeschreibung Heinrichs von Kleist.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Zur Lebensbeschreibung Heinrichs von Kleist.

Von Karl Liebrich.



ie gewaltige und gewaltsame Persönlichkeit Heinrichs von Kleist wirkt auf jeden, der ihr nahetritt, in zweifacher Weise: anziehend und abstoßend. Zu tiefem Mitleiden stimmt uns das Nachfühlen der leidenschaftlichen Kämpfe, welche das ruhelose Herz dieses Dichters, sich selbst zermarternd und vernichtend, im Ringen nach einem allzu hohen Ziele durchzukämpfen hatte; unbegreiflich, fast abstoßend ist es uns, daß Kleist in dem Streben nach dem Unerreichbaren in der Kunst alle andern schönen Geschenke des Lebens eigenständig zurückwies. Gern stellen wir Betrachtungen darüber an, wie weit Kleist mit andern geistig ringenden Naturen ein gleiches Schicksal teilte, wie weit er, tragische Schuld auf sich ladend, vom Wege des allgemein Menschlichen sich verirrete. Nach der herrschenden Meinung soll Kleists Bahn von derjenigen andrer hochstrebenden Geister von Anbeginn völlig getrennt gewesen sein; man nimmt an, daß er beispiellos spät zur Erkenntnis seiner poetischen Fähigkeiten gelangt sei. Während das Genie, eine seinen Trägern unzweifelhaft angeborne Gabe, die Schwingen frühzeitig zu regen pflegt, soll Kleist seine Flügelschläge als Mann zum erstenmale verspürt haben. „Seinen Beruf zum Schriftsteller hat Kleist in Würzburg entdeckt, das ist sicher. Daß er auch den Poeten entdeckt hätte, läßt sich höchstens vermuten,“ schreibt Otto Brahm in seinem Buche über Kleist, und andre Äußerungen Brahms wiederholen die Ansicht von der Unklarheit, in welcher sich Heinrich vor der Würzburger Reise über seine dichterischen Anlagen befunden habe.

Heinrich von Kleist, der sein Liebes- und Lebensglück opferte, um sich ganz der Dichtkunst zu weihen, der dichtete, „weil er es nicht lassen konnte“ — er soll im Alter von dreiundzwanzig Jahren zuerst die Glut verspürt haben, deren Flammen ihn verzehren sollten! Nichts ist psychologisch unwahrscheinlicher, als dies, nichts ist in der That unwahrer. Man hat seither den Dichter zu sehr nach dem beurteilt, was er in seinen Äußerungen enthüllt, zu wenig nach dem, was er in denselben verbirgt oder nur halb entschleierte. Kleist hatte eine wunderbar festgewurzelte Neigung, den Augen der Außenwelt jeden Einblick in seine inneren Vorgänge zu verwehren. Sein Herz lebte immer in einer eignen hyperidealen Welt, in die das Verständnis der Welt nicht eindringen konnte. „Tausend Bande (schreibt er am 12. November 1799 an seine Schwester Ulrike) knüpfen die Menschen aneinander, gleiche Meinungen, gleiche Interessen, gleiche Wünsche, Hoffnungen und Aussichten — alle diese Bande knüpfen mich nicht an sie,

und dies mag wohl ein Hauptgrund sein, warum wir uns nicht verstehen. Mein Interesse besonders ist dem ihrigen so fremd und ungleichartig, daß sie gleichsam wie aus den Wolken fallen, wenn sie etwas davon ahnden. Auch haben mich einige mißlungene Versuche, es ihnen näher vor die Augen, näher an das Herz zu rücken, für immer davon zurückgeschreckt, und ich werde mich dazu bequemen müssen, es für immer in das Innerste meines Herzens zu verschließen.“ Diese Verschließung hat der Dichter jahrelang so peinlich strenge durchgeführt, daß es sehr schwer ist, das wahre Interesse des Sünglings mit einem vollen Blick zu erfassen. Vielfach sind wir auf Erraten und Vermuten angewiesen. Die unaufhörliche Gährung in des Dichters jugendlichem Geiste, das Schwanken aus einem Berufe in den andern, der unbefiegliche Widerwille gegen den Eintritt in ein Amt — das alles müssen wir doch als die Vorboten der spätern Ausbrüche in seinem Geiste erklären. Ich denke, so gewiß wir auf den Höhen des Bewußt das rollende Getöse zu unsern Füßen mit der vulkanischen Thätigkeit des Berges in Zusammenhang bringen, so gewiß werden wir, wenn wir auf das Leben des Dichters Kleist zurückblicken, die revolutionären Regungen des Sünglings für die Äußerungen seiner poetischen Natur anzusehen haben. Dürfen wir aber annehmen, daß dem Dichter selbst Quell und Richtung der sein Inneres durchwühlenden Ströme lange Jahre hindurch unbekannt geblieben seien? Dem widersprechen tausendfältige Erfahrungen im Bunde mit den gewichtigsten Gründen, die uns die Seelenlehre an die Hand giebt: alles starke Wollen des Menschen, vor allem des Künstlers, kündigt sich frühzeitig in nicht falsch zu deutenden Stößen an. Bei Kleist war es nicht anders.

Die Darstellungen seiner Biographen zeichnen, im Gegensatz zu dieser Auffassung, die geistige Entwicklung Kleists wie eine vielfach gekrümmte Linie. Adolf Wilbrandt schreibt: „Noch in demselben Jahre 1795 . . . kam Kleist als Fähndrich nach Potsdam, und hier begann in ihm die Umwälzung, die ihn zunächst seinem Stande entfremden, dann der Wissenschaft in die Arme führen und endlich unter verhängnisvollen Kämpfen zum Dichter umbilden sollte.“ Also durch einen merkwürdigen, ihm selbst unklaren Prozeß soll Kleist stufenweise vom Soldaten zum Studenten, vom Studenten zum Dichter umgeformt worden sein. Das ist unwahrscheinlich, mit der eisernen Konsequenz in Kleists Charakter und Lebensführung unvereinbar. In den nachfolgenden Zeilen soll der Versuch gemacht werden, nachzuweisen, daß die Darstellung Wilbrandts, und noch mehr diejenige Otto Brahms,^{*)} welcher die Ansicht seines Vorgängers in eine noch ansgeprägtere Form faßt, das Wesen unsers Dichters verkennet; es soll nachgewiesen werden, daß Kleist keineswegs, wie angenommen wird, mittels der

^{*)} Die unvermeidliche Polemik dieses Aufsatzes hat sich in erster Linie gegen Brahms Buch (Heinrich von Kleist von Otto Brahm. Berlin, Allg. Verein f. deutsche Literatur, 1884) zu richten, weil dasselbe die Summe alles desjenigen enthält, was bisher für die Lebensbeschreibung Kleists geleistet worden ist.

Stufenleiter der Wissenschaft zur Dichtkunst emporgedrungen ist, sondern daß der von jeher in ihm wohnende poetische Drang ihn in die eigentümlichen Bahnen trieb, die er gewandelt ist.

So dürftig wir über die erste Entwicklungszeit des Dichters unterrichtet sind, so fehlt es doch durchaus nicht an Zügen, welche, von der Knabenzeit an, die wahre Natur des jungen Titanen enthüllen. Oft liegen Jahre zwischen den einzelnen wegweisenden Nachrichten; alle aber zeigen nach derselben Richtung hin. Merkwürdigerweise sind diese Züge von Brahm nur nebenbei erwähnt worden, während doch, je sparsamer sie sich darbieten, ein umso größerer Wert auf sie gelegt werden muß. Auch geradezu falsche Auffassungen fehlen in dem Brahm'schen Buche nicht; die erste und wichtigste betrifft den Grund von Kleist's Ausscheiden aus der Militärlaufbahn. Als Ludwig Tieck im Jahre 1826 die Lebensgeschichte Kleist's zum erstenmale skizzirte, lag ihm ein so mangelhaftes Quellenmaterial vor, daß er den Satz schreiben durfte: „Bei seiner Ankunft in Frankfurt (nach dem Austritte aus dem Heere) hatte er die Absicht, sich zum Gelehrten und namentlich zum Professor auf einer Universität auszubilden.“ Obwohl nun in dem verfloffenen langen Zeitraume uns Quellen zugänglich gemacht worden sind, welche diesen Satz als irrig erweisen, so wandelt dennoch die Kleistbiographie selbst der neuesten Zeit in Bezug auf diesen hochwichtigen Wendepunkt in Kleist's Leben durchaus in den Fußstapfen des alten Tieck. Schon aus diesem Beispiele wird die Notwendigkeit erhellen, die Jugendgeschichte des Dichters, soweit sie das Geistige betrifft, von neuen Gesichtspunkten aus betrachtet darzustellen.

Schon der Knabe Kleist zeigt Spuren eines übergewöhnlichen Geistes. Sein erster Lehrer schildert ihn als einen „nicht zu dämpfenden Feuergeist.“ Heinrich selbst erinnert sich, einmal als Knabe vor neun Jahren, als er (während eines mehrwöchentlichen Aufenthalts am Rhein) gegen den Strom und gegen den Abendhauch zugleich hinaufging und ihn so die Wellen der Luft und des Wassers zugleich umtönten, „ein schmelzendes Adagio gehört zu haben, mit allem Zauber der Musik, mit allen melodischen Wendungen und der ganzen begleitenden Harmonie. Ja ich glaube sogar — fügt er hinzu —, daß alles, was die Weisen Griechenlands von der Harmonie der Sphären dichteten, nichts Weicheres, Schöneres, Himmlischeres gewesen sei als diese seltsame Träumerei.“ Dies Erlebnis lehrt, daß die Phantasie des Knaben die denkbar lebhafteste war, daß sie sich zuweilen zu dichterischen Visionen erhob. Aber nicht nur in unklaren Traumbildern erging sich seine Einbildungskraft; seine dichterischen Gedanken ergossen sich schon früh in feste Formen. Von dem Fünfzehn- bis Sechzehnjährigen ist uns (aus dem Jahre 1792 oder 1793) ein Gedicht erhalten, das den blutjungen Soldaten auf Fährten zeigt, auf welchen wir den Dichter sein Lebenlang finden: auf dem Suchen der Einsamkeit und der Natur. Das Gedicht, „Der höhere Frieden“ betitelt, lautet:

Wenn sich auf des Krieges Donnerwagen
Menschen waffnen, auf der Zwietracht Ruf,
Menschen, die im Busen Herzen tragen,
Herzen, die der Gott der Liebe schuf:

Denk' ich, können sie doch mir nichts rauben,
Nicht den Frieden, der sich selbst bewährt,
Nicht die Unschuld, nicht an Gott den Glauben,
Der dem Hasse wie dem Schrecken wehrt,

Nicht des Horns dunklem Schatten wehren,
Daß er mich im Weizenfeld erquickt,
Und das Lied der Nachtigall nicht stören,
Die den stillen Busen mir entzückt.

Der Ausdruck ist nicht großartig, die Gedanken sind nicht tiefsinnig (und man wird beides bei dem jugendlichen Alter des Dichters nicht erwarten), aber die zu Grunde liegende Stimmung ist ganz poetisch. Wir sehen, daß die zartbesaitete, Lieder bildende Seele des jungen Kriegers vor dem rauhen Waffenhandwerke zurückschreckt, wir sehen, daß schon der Knabe sich eine Quelle des innern Friedens sucht, die der ihm aufgezwungene Beruf nicht gewähren kann. Das Gedicht (und das ist sehr bemerkenswert!) weist diejenige Stimmung auf, die den Dichter nicht mehr verläßt, bis er den verhassten Beruf abgeschüttelt hat. Die Abneigung gegen den Soldatenberuf und die Neigung zur Poesie sehen wir bei dem jungen Kleist aufs engste verknüpft. Das nächste Zeugnis seines Geistes liegt in einem aus dem Jahre 1795 stammenden Briefe vor. Vom Rheinfeldzuge gegen Frankreich, den er mitmachte, schreibt er seiner Schwester Ulrike: „Gebe uns der Himmel nur Frieden, um die Zeit, die wir hier so unmoralisch töten, mit menschenfreundlicheren Thaten bezahlen zu können.“ Merkwürdig ist in dieser Äußerung, daß sie sich nicht nur negativ gegen den Beruf kehrt, sondern positiv auf ein Feld für edlere Thaten hinweist, wobei die Vermutung, die Äußerung ziele auf poetische Thaten hin, zum mindesten nicht ausgeschlossen ist.

Sa diese Vermutung erhält eine direkte Unterstützung durch eine Äußerung, die Kleist sechs Jahre später von Paris aus that: „Ich habe den Lauf meiner Studien plötzlich unterbrochen — schreibt er — und werde das Versäumte hier nachholen; aber nicht mehr bloß um der Wahrheit willen, sondern für einen menschenfreundlicheren Zweck.“ Zu der Zeit, in welche diese letztere Äußerung fällt, war Kleist mit Robert Guiscard beschäftigt, und es leidet keinen Zweifel, daß er unter dem „menschenfreundlicheren Zweck“ die Poesie versteht.

Einen weiteren Beweis von der fortschreitenden Geistesentwicklung Kleists giebt ein Stammbuchblatt. Der Potsdamer Gardesäbndrich schreibt: „Geschöpfe, die den Wert ihres Daseins empfinden, die ins Vergangene froh zurückblicken, das Gegenwärtige genießen und in der Zukunft Himmel über Himmel in unbe-

grenzter Aussicht entdecken; Menschen, die sich mit allgemeiner Freundschaft lieben, deren Glück durch das Glück ihrer Nebengeschöpfe vervielfacht wird, die in der Vollkommenheit unaufhörlich wachsen — o wie selig sind sie!“ Welcher Schwung der Empfindung, welche Tiefe der Lebensauffassung, welche Fülle dichterischer Beredsamkeit in wenigen Worten! In dem Ausdrucke: „Himmel über Himmel in unbegrenzter Aussicht“ liegt der ganze Hochflug des spätern Kleist, die gewaltige Illusionskraft, die unsern Dichter noch Jahre lang begleitet und ihm immer das Wahnbild des zu vollendenden Meister- und Musterdramas, des „Robert Guiscard,“ vormalt. Auch die Freude an der wachsenden Vollkommenheit, das Streben nach Bildung ist eine Eigenschaft, der wir bei Kleist immer wieder begegnen, eine Eigenschaft, ohne die kein wahrer Künstler zu denken ist. Kurz, dieses Stammbuchblatt wirft ein helles Licht auf Heinrichs Denken und Wollen, und es ist durchaus ungerechtfertigt, wenn Brahm nichts als die optimistische Lebensanschauung des achtzehnjährigen Fährdrichs aus den Worten herausliest. Aus der ganzen Zeit seines Potsdamer Aufenthaltes (1795—1799) wissen wir, daß Kleist eifrig den Studien oblag, daß er „mehr Student als Soldat“ war.

Aus diesem Bekenntnis nun, sowie aus der Thatsache, daß Kleist später als Student in Frankfurt a. D. einen lebhaften Eifer für die Wissenschaften an den Tag legt, zieht Brahm den Schluß, Heinrich sei einzig und allein aus Liebe für die Wissenschaft seinem militärischen Beruf entfremdet worden, an die Poesie habe er damals noch nicht gedacht. Dieser Schluß ist aber unzulässig, abgesehen von der thatsächlichen Widerlegung, welche er erfährt. Dürfen wir nicht annehmen, Kleist habe die gewaltigen Lücken in der Ausbildung seines Geistes ausfüllen wollen, und habe einzig aus diesem Grunde die Hochschule besucht? Hat nicht auch Schiller nach seiner Jugendperiode das Bedürfnis gefühlt, das dichterische Schaffen jahrelang hintanzusetzen zu Gunsten der Läuterung seines Geistes durch philosophische Studien? Man würde diese Analogie unzweifelhaft passend finden, wenn uns von Kleist ebenfalls eine Anzahl jugendlicher Schöpfungen erhalten wäre. Nun, daß der junge Kleist dichterisch nicht völlig unthätig war, beweist das erwähnte Gedicht. Sicherlich ist aber in jungen Jahren noch vieles entstanden, was Heinrichs allzu strenger Selbstkritik später wieder zum Opfer gefallen ist. Diese rücksichtslose Selbstkritik hängt mit einer andern Eigenschaft des Dichters eng zusammen. Wir wissen, daß Kleist den leidenschaftlichsten Ehrgeiz besaß, der je einen Dichter zum Schaffen angetrieben hat. Selbst Goethes Ruhmesstufe war ihm nicht zu hoch: er wollte höher steigen. „Ich werde ihm den Kranz von der Stirne reißen“ war der Ausdruck seines vermessenen Strebens. Dieser ausschweifende Ehrgeiz datirt nicht erst aus späterer Zeit, sondern, wie wir gesehen haben, dachte schon der junge Fährdrich an einen das Menschliche überstrebenden Flug, wenn er „Himmel über Himmel in unbegrenzter Aussicht“ in seiner Zukunft sich öffnen sah. Seine

Phantasie war zügellos, sein Wollen grenzenlos. Je erhabener aber seine Absichten waren, umso ungenügender dünkte ihn dasjenige, was er seinem ungebübten Geiste abringen konnte. Was er schuf, ward vernichtet, was dem schaffenden Geiste entspringen wollte, ward oft vielleicht nicht einmal zur Gestaltung zugelassen, denn der Unerfättliche verlangte Größeres, immer Größeres von sich selbst. Es kann kaum bezweifelt werden, daß Kleist von jungen Jahren an den unerhörten Gedanken in sich trug, gleich mit dem ersten seiner Werke einen vor ihm noch nie erreichten Höhepunkt der dramatischen Dichtkunst zu erklimmen. Wie Goethe durch den „Götz,“ Schiller durch die „Räuber“ zu plötzlicher Berühmtheit gelangt war, so wollte es auch Kleist mit seinem Erstlingsdrama, nur daß dieses Werk in Sprache, Handlung und Charakterzeichnung untadelig sein sollte. Er wollte von einer jugendlichen Periode seines Dichtens nichts wissen, er wollte sofort als Meister dastehen. Wie Kleist von der poetischen Produktion dachte, geht klar aus einer Briefstelle hervor. Am 15. September 1800 schreibt er an seine Braut Wilhelmine von Zenge*): „Vielleicht erhalte ich auch den Aufsatz (über Wilhelminens Anschauungen von dem Glück der Ehe) von dir — oder ist er noch nicht fertig? Nun, übereile dich nicht. Ein Frühlingsmorgenstrahl reißt die Orangeblüte, aber ein Jahrhundert die Eiche. Ich möchte gern etwas Gutes, etwas Seltenes, etwas Nützliches von dir erhalten, das ich selbst gebrauchen kann, und das Gute bedarf Zeit, es zu bilden. Das Schnellgebildete stirbt schnell dahin. Zwei Frühlingstage, und die Orangeblüte ist verwelkt, aber die Eiche durchlebt ein Jahrtausend.“ Diese Äußerung gewährt uns einen tiefen Einblick in Heinrichs Geisteswerkstatt und erklärt vortrefflich, warum er mit seinen Schöpfungen erst spät an die Öffentlichkeit trat. Seinem Ehrgeiz genügte es nicht, flüchtige poetische Blüten hervorzubringen; er wollte den Wald mit Riesenbäumen bereichern, deren Kronen die Bewunderung unzähliger Geschlechter sein sollten. Als besonders charakteristisch in dieser Hinsicht muß noch erwähnt werden, was Wieland in einem Briefe vom 10. April 1804 über Kleist mitteilt. Nachdem er erzählt hat, daß Heinrich während eines mehrwöchentlichen Aufenthalts in seinem Hause zu Osmannstedt ganz absonderliche Eigenheiten an den Tag gelegt habe, fährt er fort: „Er mußte mir endlich gestehen, daß er in solchen Augenblicken von Abwesenheit mit seinem Drama zu schaffen hatte, und dies nötigte ihn, mir gern oder ungern zu entdecken, daß er an einem Trauerspiele arbeite, aber ein so hohes Ideal seinem Geiste vorzuschweben habe, daß es ihm immer unmöglich gewesen sei, es zu Papier zu bringen. Er habe zwar viele Szenen nach und nach aufgeschrieben, vernichte sie aber immer wieder, weil er sich selbst nichts zu Dank machen könne.“ Wer so Außerordentliches leisten wollte, durfte wohl auch Außerordentliches thun für

*) Vergl. Heinrich von Kleists Briefe an seine Braut, herausgegeben von R. Wiedermann. Breslau und Leipzig, 1884.

seine Vorbereitung. Um so Großes zu vollbringen, wie es seiner Phantasie vor-schwebte, hielt er es für nötig, seinen Geist unaufhörlich zu schulen.

Daß dem Dichter unter diesen Umständen der militärische Beruf, der seine beste Zeit und seine beste Kraft in Anspruch nahm, immer mehr verhaßt wurde, ist selbstverständlich. Schon im Frühjahr 1798 faßt er den Entschluß, der seinem innersten Wesen fremdartigen Laufbahn zu entsagen, kommt dann freilich, durch eigne Überlegung wohl weniger als durch fremde Überredung, wieder dahin, von der sofortigen Ausführung des Entschlusses abzustehen. Doch nur ein Jahr noch hält es ihn in dem alten Geleise. Als er im Frühjahr 1799 wirklich aus dem Heere ausscheidet, legt er in einem langen Briefe an einen ehemaligen Hauslehrer dem für seine Angehörigen hochbefremdlichen Schritte die interessanteste Begründung unter. Er will glücklich sein, und Glück ist ihm das erfreuliche Anschauen der moralischen Schönheit des eignen Wesens; nicht ein bestimmtes wissenschaftliches Ziel schwebt ihm vor, er will sein Selbst zur vollkommensten Ausbildung bringen; ob er dereinst wieder ein Amt nehmen wird, erscheint ihm dunkel, denn nur auf sein Herz will er bauen u. s. w. „Ob er je wieder ein Amt wird nehmen, erscheint ihm dunkel.“ Es ist zu verwundern, daß Brahm diesen Satz nicht mehr beachtet hat. Kleist, der in der That niemals dauernd ein Amt angenommen hat, aus dem Grunde nicht angenommen hat, weil er damit eine Untreue an seinem Genius zu begehen fürchtet — Kleist zweifelt schon bei seinem Ausscheiden aus der Militärlaufbahn daran, ob er je wieder in ein Amt eintreten werde! Nun wahrlich, wenn wir den werdenden Kleist aus dem später wirklich gewordenen erklären wollen, was wir doch müssen, können wir etwas andres annehmen, als daß Heinrich sich mit diesen Worten eine Richtschnur für sein Leben gezogen habe? Dies wird uns noch weniger zweifelhaft, wenn wir in dem erwähnten Briefe an den Hauslehrer die folgende Äußerung über seine Absichten für die Zukunft lesen: „Es ist möglich, daß ich einst für ratsam halte, ein Amt zu suchen, und ich hoffe auch für diesen Fall, daß es mir leicht werden wird, mich für das Besondere eines Amtes zu bilden, wenn ich mich für das Allgemeine, für das Leben, gebildet habe. Aber ich bezweifle diesen möglichen Schritt, weil ich die goldne Unabhängigkeit zu veräußern mich stets scheuen werde, wenn ich erst einmal so glücklich wäre, sie mir wieder erworben zu haben. Diese Äußerung ist es besonders, die ich zu verschweigen bitte, weil sie mir viele Unannehmlichkeiten vonseiten meines Vormundes verursachen würde, der mir schon erklärt hat, ein Mündel müsse sich für einen festen Lebensplan bestimmen.“ Zweierlei ist hiernach gewiß: Heinrich denkt beim Abschiede von dem Heere an keinen neuen praktischen Beruf, also auch nicht an den des Gelehrten, und sein geheimster Wunsch geht auf den Besitz der vollen, „goldnen Unabhängigkeit.“ Die Bildung für das „Allgemeine“ ist sein nächstes Ziel, die volle Unabhängigkeit seine Hoffnung — was ist das „Allgemeine“ in Kleists Leben, das alles Durchbringende und Überwindende, wenn

nicht die Poesie? Aus welchem Grunde sucht er die Unabhängigkeit, wenn nicht um der Poesie willen? Nur auf sein Herz will er bauen; sein Herz aber sagt ihm mit lauter Stimme: Dein Genius bedarf der Freiheit, du darfst ihn durch ein Amt nimmermehr beengen! Und er hat auf sein leidenschaftliches Herz gebaut, er hat dem Rufe desselben Folge gegeben und jeder andern Stimme das Ohr versagt.

Weiter: „Nicht ein bestimmtes wissenschaftliches Ziel schwebt ihm vor“; vielmehr will er alles auf einmal studiren: Mathematik, Philosophie, die klassischen Sprachen, Litteratur, Physik, sogar von „höherer Theologie“ ist die Rede. Hinter dieser allumfassenden Absicht bleibt natürlich die That weit zurück. Sein Studium ist nicht ein ruhiges Erfassen der Wissenschaften, sondern ein rastloses Haschen bald nach dieser, bald nach jener. Er macht nicht den Eindruck eines Mannes, dem es einzig um den Besitz des Wissens zu thun ist, sondern eines, der stets in der Angst lebt, bei dem einen Thun das andre, wichtigere zu versäumen. Er stürzt sich von Wissenschaft zu Wissenschaft, wird bald aller überdrüssig und „sehnt sich aus den Gefilden der Wissenschaften in diejenigen der Kunst“ — „zunächst als ein Genießender“ setzt Otto Brahm hinzu, indem er sich nicht denken kann, daß Kleist schon damals das Bedürfnis dichterischen Schaffens sollte gefannt haben. Brahm muß diese Ansicht hegen, gemäß seiner Überzeugung, daß Heinrich erst in Würzburg seinen wahren Beruf „entdeckt“ habe. Wir aber haben durchaus keinen Grund, bei Kleist ein lediglich passives Interesse für die Kunst vorauszusetzen. Übrigens wissen wir bestimmt, daß Heinrich in der Studienzeit sich mit der Dramatisirung von Sprichwörtern beschäftigte und die Aufführung derselben, die seine Freundinnen veranstalteten, überwachte — eine Thätigkeit, die uns auf das gewisseste zeigt, daß Kleist bereits in jener Zeit nicht nur ein thätiges Interesse für die „Kunst“ überhaupt hegte, sondern daß er sogar derjenigen Kunstgattung, die ihm zeitlebens die teuerste blieb, dem Drama, nahe genug getreten war, um Vorübungen für dieselbe zu machen.

Otto Brahms Stellung zu dieser letztern Frage ist wiederum so verschieden von der oben entwickelten Ansicht, daß sein Standpunkt eine kurze Beleuchtung erfordert. Er erzählt uns, indem er sich in diesem Punkte auf Julian Schmidt stützt, daß bei Kleist, dem Studenten, der Lehrtrieb sich überstark erwiesen und, wie später der Trieb zur Poesie, alles andre ertötet habe. „Er lehrte selbst — schreibt Brahm — was er gestern gelernt hatte, und regte die Frauen an, auch auf andre Art ihre sehr unvollkommene Bildung zu erhöhen. . . . Es las ihnen ein Kolleg über Kulturgeschichte . . . Auch auf die Spiele der jungen Mädchen achtete er, er dramatisirte Sprichwörter für sie und studirte die Aufführung ein, und an andern Gelegenheitsgedichten wird es gleichfalls nicht gefehlt haben.“ Wunderbar! Brahm erkennt, wenn er den Dramatiker Kleist mit der Verfertiigung kleiner Dramen beschäftigt sieht, darin nichts andres, als die Äußerungen eines pädagogischen Geistes. Nun wahrlich, wenn man die ersten Knospen eines

Rosenstrauchs für kleine Rohlköpfe erklären wollte, es wäre nicht verkehrter! Brahm hat etwas Wichtiges übersehen, worauf hier aufmerksam gemacht sein möge. Auch später tritt bei Kleist noch manchmal der Lehrtrieb zu Tage — aber in welcher Weise? Heinrich lehrt seine Braut, auf die Vorgänge der Natur zu achten, er giebt ihr Anleitungen zur Bildung von poetischen Gleichnissen — aber in welcher Absicht? Nicht in erster Linie, um Wilhelminen zu bilden, sondern um durch ihre Gedanken seinen eignen Ideenkreis zu erweitern, also um selbst durch Lehre zu lernen! Wilhelmine wird einmal aufgefordert, ihre Gedanken gleich in einem dazu bestimmten Hefte aufzuzeichnen, so wie er selbst sich schon ein kleines Ideenmagazin angelegt hat. „Wenn du auch einen kleinen Beitrag dazu (zu dem Ideenmagazin) lieferst, so könntest du den Stolz haben, zu einem künftigen Erwerb auch etwas beizutragen.“ Dieser Beisatz ist nicht mißzuverstehen. Auch bei der Aufforderung zur Übung in poetischen Gleichnissen bleibt die Nutzenanwendung nicht aus. „Auf diese Art — heißt es weiter — kannst du durch eine Menge von Antworten deinen Verstand schärfen und üben. Das führt uns dann umso leichter ein Gleichnis herbei, wenn wir gerade einmal eins brauchen.“ Wer braucht ein Gleichnis? Doch nur Kleist, der Dichter! Kleists Lehrtrieb erstreckt sich, wie aus solchen Bemerkungen hervorgeht, nur nebenbei auf seine Freundinnen, während der Dichter in erster Linie immer auf seine eigne Ausbildung, auf die Förderung seiner dichterischen Fähigkeiten bedacht ist. Dieses Streben, durch die Aneignung der Gedanken anderer seinen Sinn zu erweitern und seinen Geist zu vertiefen, ist nicht etwa eine Kleistsche Eigenheit; wie viel Goethe den Eingebungen seiner Freunde verdankt, wie sehr ihm das Schöpfen aus fremdem Geistesbesitz Bedürfnis ist, sagt er uns an einer Stelle der Italienischen Reise. Aus Rom, den 5. Januar 1788 schreibt er: „Nach einem Stillstand von einigen Wochen, in denen ich mich leidend verhielt, habe ich wieder die schönsten, ich darf wohl sagen Offenbarungen. Es ist mir erlaubt, Blicke in das Wesen der Dinge und ihre Verhältnisse zu werfen, die mir einen Abgrund von Reichtum eröffnen. Diese Wirkungen entstehen in meinem Gemüte, weil ich immer lerne, und zwar von andern lerne. Wenn man sich selbst lehrt, ist die arbeitende und verarbeitende Kraft eins, und die Vorschritte müssen kleiner und langsamer werden.“ Das Bemühen Kleists, aus den Gedanken anderer Nutzen zu ziehen und sein Denken im Verkehr mit Gebenden und Empfangenden zu üben, ist auf denselben Endzweck gerichtet, welchen Goethes Bekenntnis als erreicht schildert. Dies dürfen wir bei dem Beurteilen der angeblich rein pädagogischen Thätigkeit Kleists in Frankfurt nicht vergessen. Auch bei den dramatischen und theatralischen Spielereien jener Zeit wird der Lehrtrieb unsers Dichters als die Nebensache, der eigne Lerntrieb, der innere Schaffensdrang als die Hauptsache anzusehen sein.

Kehren wir zu der Begründung zurück, welche Heinrich seinem Austritt aus dem Heeresdienste giebt. Er will „sein Selbst zur vollkommensten Aus-

bildung bringen," denn Glück ist ihm das erfreuliche Anschauen der moralischen Schönheit des eignen Wesens. Kleist strebte als echter Künstler dem nach, was Schiller in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes gelehrt hatte: der harmonischen Ausbildung des Ichs. Dabei war er sich seines künstlerischen Zieles wohl bewußt; das ist sicher. Oder dürfen wir etwa annehmen, den zweiundzwanzigjährigen Kleist habe das Schiller'sche Ideallehrgebäude angelockt, ohne daß er an irgend einen Fühlungspunkt mit dem realen Leben gedacht habe? Sicher nicht. Die Fühlung Kleists mit der Wirklichkeit ist aber alsbald hergestellt, wenn wir zwischen seinen Zeilen lesen, er habe die vollkommenste Ausbildung seines Selbst deshalb erstrebt, weil er in ihr die notwendige Unterlage für die Entfaltung seiner vielvollenden dichterischen Kraft erkannte. Univerfoll wollte er sein im Wissen, um univerfoll zu werden im Dichten. Brahm sucht eine Verbindung Kleists mit der realen Welt dadurch herzustellen, daß er uns sagt, Heinrich habe sich der akademischen Laufbahn widmen wollen; er habe dem Militärdienste entsagt, um der Wissenschaft allein zu leben. „Der Wissenschaft — nicht der Poesie: in dem bildungszeifrigen Jüngling schlummerte der poetische Trieb noch, und sein Leben dem gelehrten Beruf zu weihen, schien ihm, der in einer Universitätsstadt aufgewachsen war, das Ideal.“ Brahm täuscht sich jedoch, in der Annahme, daß Kleist jemals allen Ernstes ein akademisches Lehramt für sich im Auge gehabt habe. Gegen einen solchen Plan spricht schon der Umstand, daß der Dichter seine Kräfte von vornherein nicht auf eine Wissenschaft nebst den verwandten Fächern beschränkt, sondern daß er die Sphäre seines Strebens auf die verschiedenartigsten Wissenszweige ausdehnt. Um als Akademiker hervorragendes zu leisten, hätte er sich einer Wissenschaft, wenn nicht ausschließlich, so doch vorzugsweise hingeben müssen. Er geht aber auf die Universität, um das Wissen der Welt zu umfassen.

Es sei gleich hier bemerkt, daß wir das Wort „Wissenschaft“ bei Kleist immer *cum grano salis* zu nehmen haben. In demselben Briefe (13. November 1800), in dem er von seinen „geliebten Wissenschaften“ spricht, erklärt er mit Bestimmtheit, kein Amt annehmen zu wollen, ein eigener Zweck stehe ihm vor Augen. Wenn aber in der That die Wissenschaften seine ganze Zuneigung besessen hätten, so würde er sich nicht gegen den Eintritt in ein Amt gesträubt haben, vielmehr hätte ihm gerade ein akademisches Amt als die wünschenswerteste Zukunft erscheinen müssen. Seine wahre Herzensmeinung rückt er uns in das Licht, wenn er in eben demselben Briefe, der immer nur die „Wissenschaften“ als das Ziel seiner Wünsche hinstellt, den Ausspruch thut: „Shakespeare war ein Pferdejunge, und jetzt ist er die Bewunderung der Nachwelt. . . . Wilhelmine, warte zehn Jahre, und du wirst mich nicht ohne Stolz umarmen.“ Unter den Begriff der „geliebten Wissenschaften“ faßt Kleist alles, was seinen Geist innig beschäftigt, und nicht zuletzt die heißgeliebte Poesie. Es ist eine

Eigentümlichkeit des ganz nach innen gefehrten Kleistschen Wesens und eine Wirkung der ihn niemals begreifenden Umgebung, daß er seinen Angehörigen gegenüber das Wort „Dichtkunst“ nicht über die Lippen bringt. Wie Heinrich seine Worte wendet und dreht, um ja nicht zum offenen Geständnis seiner Neigung für die Poesie gezwungen zu sein, zeigt uns eine interessante Briefstelle. Kleist spricht dort von den Dichtern, hat dabei zunächst ganz sichtbar sich selbst im Auge, giebt aber, gleichsam erschrocken vor dem Wort, sogleich dem Satz eine Wendung, wodurch die Beziehung auf ihn selbst durchschnitten wird. Am 20. September 1800 schreibt er von Würzburg aus an Wilhelmine: „Von der Langanweise, die ich nie empfand, weiß ich also auch hier nichts. Langanweise ist nichts als die Abwesenheit aller Gedanken, oder vielmehr das Bewußtsein, ohne beschäftigende Vorstellung zu sein. Das kann aber einem denkenden Menschen nie begegnen, so lange es noch Dinge überhaupt für ihn auf der Welt giebt; denn an jeden Gegenstand, sei er auch noch so scheinbar geringfügig, lassen sich interessante Gedanken anknüpfen, und das ist eben das Talent der Dichter, welche ebensowenig wie wir in Arkadien leben, aber das Arkadische oder überhaupt Interessante auch an dem Geringsten, das uns umgiebt, herausfinden können.“ Ganz deutlich ist es, daß Kleist hier sagen will: Ich als Dichter, dem Kleines wie Großes Stoff zu Gedanken giebt, kenne keine Langanweise. Er gewinnt es aber nicht über sich, sich selbst einen Dichter zu nennen, weshalb er den Zusatz macht: „welche ebensowenig wie wir in Arkadien leben etc.“ Er ist zu schüchtern, sich den Dichternamen beizulegen, da er sich dessen noch nicht für würdig erachtet. Die allgemeine Stimme soll ihn Dichter nennen, durch ein großes Werk will er sich das Anrecht auf diesen Titel erwerben. Höher hat niemals ein Künstler von seiner Kunst gedacht, als Heinrich von Kleist; die Poesie war immer sein Gedanke und sein Ziel, aber Dichter hieß ihm nur der, der sich mit seiner ganzen, uneingeschränkten Geisteskraft der hohen Göttin als Priester hingab. Dichter in diesem Sinne zu werden, war sein Ziel gewesen, als er einen Schritt that, der ihm die Bedingungen des realen Lebens wieder klar vor Augen rückte.

Wahrscheinlich in der ersten Zeit des Jahres 1800, nachdem er seinen Studien in Frankfurt noch nicht ein Jahr lang obgelegen hatte, verlobte sich Heinrich mit Wilhelmine von Zenge. Dieser Schritt, mit dem er die Verpflichtung übernahm, für eine sichere Lebensstellung zu sorgen, hatte für ihn, je inniger er von dem Wunsche nach Wilhelminens Besitze beseelt war, eine desto größere Fülle von Aufregungen im Gefolge. Denn noch immer reizte ihn, wie er an Ulrike schreibt, „sein früheres höheres Ziel, und noch konnte er es nicht verächtlich als unerreichbar verwerfen, ohne vor sich selbst zu erröten.“ Von der Braut und ihren Angehörigen stets gedrängt, ein Amt anzunehmen, von seinem Genius stets gemahnt, nur der Dichtkunst zu leben, hat er unsäglich schwere innere Kämpfe zu bestehen, die ihn in den nächsten Jahren von Plan

zu Plan, von Versuch zu Versuch jagen, ohne ihn doch einer befriedigenden Lösung zuzuführen.

Gleich der erste Brief, in dem er um Wilhelminens Hand anhält, ist charakteristisch in dieser Beziehung. Er schreibt, daß er „bereits“ entschlossen sei, sich für ein Amt zu bilden, daß er sich aber noch nicht für ein bestimmtes Fach habe entscheiden können. „Ich wende jede müßige (!) Stunde zum Behufe der Überlegung über diesen Gegenstand an. Ich wäge die Wünsche meines Herzens gegen die Forderungen meiner Vernunft ab; aber die Schalen der Wage schwanken unter den unbestimmten Gewichten.“ Also von einer Vorliebe für irgend einen praktischen Beruf ist nicht die Rede; was wir den Unentschlossenen betonen hören, sind wieder nur die Wünsche seines Herzens, die das Gegenteil von dem wollen, was die Vernunft verlangt. Nicht weniger als fünf Fächer sind es, zwischen denen er hin- und herschwankt. Die Rechte verwirft er: „Nicht die schwankenden, zweideutigen Rechte der Vernunft will ich studiren; an die Rechte meines Herzens will ich mich halten.“ Dann spricht er von dem diplomatischen Fach, das ebensowenig Gnade vor ihm findet. Eher wäre das Finanzfach etwas für ihn; wenn ihm auch der Klang rollender Münzen nicht lieb ist, so verwirft er diesen Lebensweg doch nicht, wenn er die Liebenden zum Ziele führen kann. Bezeichnend ist es, daß Kleist erst jetzt, an vierter Stelle, ein akademisches Amt nennt. „Auch noch ein Amt steht mir offen, ein ehrenvolles Amt, das mir zugleich alle wissenschaftlichen Genüsse gewähren würde, aber freilich kein glänzendes Amt, ein Amt, von dem man freilich als Bürger des Staates nicht, wohl aber als Weltbürger weiter schreiten kann — ich meine ein akademisches Amt.“ Daß es ihm aber mit der Annahme eines solchen Lehramtes nicht Ernst ist, beweisen am besten die folgenden Worte: „Endlich bleibt es mir noch übrig, die Ökonomie zu studiren, um die wichtige Kunst zu lernen, mit geringen Kräften große Wirkungen hervorzubringen. Wenn ich mir diese große Kunst aneignen könnte, dann, Wilhelmine, könnte ich ganz glücklich sein, dann könnte ich, ein freier Mensch, mein ganzes Leben Ihnen und meinem höchsten Zwecke — oder vielmehr, weil es die Rangordnung so will — meinem höchsten Zwecke und Ihnen widmen.“ Hierin liegt das Entscheidende: in der „goldnen Unabhängigkeit,“ die er schon früher als sein letztes Ziel bezeichnet, steht er fort und fort die Grundlage seines Glücks. Ein freier Mensch möchte er sein, seinem höchsten Zwecke möchte er leben. Nicht zur akademischen Laufbahn zieht es ihn am meisten, wie Brahm meint, sondern er steht am fünffachen Scheidewege, sinnend, welches Übel das kleinste sei. Das ablehnende Verhalten Kleists jeder amtlichen Stellung gegenüber und der Umstand, daß er mit der Ökonomie die Wünsche seines Herzens am ehesten vereinigen zu können glaubt, sind wohl zu beachtende Fingerzeige für den weiteren Weg, auf welchem wir den im Verborgnen strebenden zu verfolgen haben.

Wir stehen vor der räthselhaften Würzburger Reise, die nach Brahm die Grenzboten IV. 1886.

große Entdeckungsreise gewesen ist, auf der Kleist zur Erkenntnis seines Dichter-, oder mindestens seines Schriftstellerberufes gekommen sein soll. Diese Reise, die den Dichter von Mitte August des Jahres 1800 ab etwa zwei Monate in der Ferne gehalten hat, ist des Genaueren zu beleuchten, weil die unrichtige Auffassung ihres Zweckes und ihres Ergebnisses vonseiten Brahms die unzutreffende Darstellung über des Dichters Geistesentwicklung zum Teil bedingt.

Über den Zweck dieser Reise bestehen die verschiedensten Vermutungen. Koberstein, der Herausgeber der Briefe Kleists an seine Schwester Ulrike, hat von der Richte Kleists, die im Besitze dieser Briefe war, erfahren, die Reise sei nach der Ansicht Ulrikens politischer Natur gewesen. Adolf Wilbrandt meint: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß Kleist auf dieser seltsamen Reise die Gewißheit seines Dichterberufes suchte und für den Augenblick fand.“ Felix Bamberg (in der Allgemeinen deutschen Biographie) ist der Ansicht, Kleist habe vom Berliner Zolldepartement einen auf Auskundschaftung industrieller Verhältnisse gerichteten und politische Beobachtungen nicht ausschließenden Auftrag gehabt, aber teils durch den verlängerten Aufenthalt in Süddeutschland, dessen Naturschönheiten ihn anregten, teils durch das Zusammensein mit Brokes hätten sich die dichterischen Keime mächtiger in ihm zu regen begonnen. Hieran reiht sich Otto Brahm mit der Auffassung, der eigentliche Zweck der Reise seien industrielle Forschungen gewesen, der unklar strebende habe sein erstes Ziel aus den Augen verloren, und in Würzburg habe er den Schriftsteller in sich entdeckt. „Zu gleichgiltigen Geschäften war er ausgegangen, und als er zurückkehrte, hatte er ein Königreich gewonnen,“ schließt Brahm seine Erörterungen über diese „Reise nach dem Glück.“

Nach dem früher gesagten treten wir mit ganz andern Voraussetzungen an die Beurteilung der Reise heran, als es von Brahm geschehen ist. Zunächst ist nur soviel sicher, daß die Reise mit der künftigen Lebensstellung Kleists in Verbindung stand, denn mehrmals giebt er seiner Braut Andeutungen wie die folgende: „Von dem Zwecke meiner Reise weißt du wenigstens, daß er vortrefflich ist. Unser Glück liegt dabei zu Grunde, und es kann nichts dabei verloren, doch alles dabei gewonnen werden.“ Weiter ist sicher, daß neben und über diesem realen Moment auch ein ideales in dem Verlauf der Reise zu Tage tritt. Während aber Brahm beide Momente ursächlich völlig getrennt hält, während er sagt: Am Anfang der Reise herrschte ausschließlich das reale Moment, am Schluß das ideale, ist zu sagen: Das ideale Moment war das ursprüngliche und bedingte das reale.

Vor der Trennung in Frankfurt a. D. hat es bei der Braut Thränen gegeben, Kleist selbst scheidet in großer Bewegung, und die ganze Familie schaut mit der lebhaftesten Sorge dem Ziehenden nach. Schon diese Einleitung der Reise macht es klar, daß es sich nicht um gewöhnliche, gleichgiltige Dinge handelt. Allerdings tritt Kleist in Berlin mit dem preussischen Finanzminister

Struensee in Verbindung, sodaß man zunächst, mit Brahm, an seine Absicht der Bewerbung um eine Stellung im Finanzfache glauben darf. „Mein erster Gang — schreibt Kleist am 16. August an Wilhelmine — war zu Struensee, er war, was ich bloß fürchtete, nicht gewiß wußte, nicht zu Hause. Du brauchst dies nicht zu verschweigen. Struensee kommt den 26. wieder, und dann werde ich ihn sprechen. Das ist gewiß.“ Es ist jedoch schon auffallend, daß Kleist betreffs seines Vorhabens, mit dem Minister zu sprechen, eine besondere Beteuerung für nötig hält. Darf man schon darnach, im Zusammenhange mit frühern Äußerungen, den Verdacht hegen, daß ihm das Finanzfach nicht sehr dringend am Herzen gelegen habe, so benimmt uns der Dichter jeden Zweifel, wenn er am 21. August schreibt: „So oft ich es (ein von Kleist selbst verfaßtes Gedicht) wieder lese, fühle ich mich gestärkt selbst zu dem Größten, und so gehe ich denn fest mit Zuversicht meinem Ziele entgegen. Doch werde ich vorher noch gewiß Struensee sprechen, um mir auf jeden Fall den Rückzug zu sichern.“ Fürs erste also war von einem Eintreten in die Finanzlaufbahn oder von einer vorbereitenden Thätigkeit für dieselbe keine Rede; wenn Kleist mit dem Minister in Verbindung trat, so that er es nur deshalb, um für den Fall, daß er mit seinem eigentlichen Unternehmen den gewünschten Erfolg nicht haben sollte, sich die Möglichkeit eines Rücktrittes in den Staatsdienst offen zu halten. Damit ist dargethan, daß der reale Zweck der Reise in industriellen Forschungen nicht zu suchen ist.

(Schluß folgt.)



Neue Theaterstücke.

Von Eugen Reichel.

1. (Schluß.)



it dem Stück eines ungeschickten Nachahmers des Franzosen mußte ich beginnen, mit dem eines geschickteren muß ich fortfahren, mit der „Daniela“ von Felix Philippi, welche das Schauspielhaus am 22. Oktober zur Aufführung brachte.

Es hat den Anschein, als ob Philippi für die nächste Zeit unsere Bühnen beherrschen wird, und vielleicht nicht zu ihrem Schaden, denn er ist ein wirkliches Talent, welches der Pflege, der Ermunterung durchaus würdig erscheint.